

Frauen wählten zwar mehrheitlich konservativ, mieden aber auch radikale Parteiformationen nicht (Heimatblock). Davon profitierten auch die Nationalsozialisten. Die katholische Frauenbewegung gehörte gewiss zu den Stützen des Dollfuß-Regimes, die Frauen waren aber auch von der konkreten Politik enttäuscht. Die Einführung des Muttertages als Feiertag war so nur ein geringer Trost.

Linz gehörte vorerst zu den Gewinnern der NS-Herrschaft. Die Stadt gewann symbolisches Kapital (Hitlers Jugendstadt), ökonomisches Kapital (industrielles Zentrum), kulturelles Kapital (Museen, Theater). Die NS-Politik war, so Hauch, trotz eindeutiger ideologischer Fixierung, flexibel in der Praxis der Geschlechterposition. Mit Umsicht wird die NS-Periode in fast allen ihren Aspekten faktenreich analysiert. Hervorzuheben ist die „Erbgesundheit“, die auch die arische Bevölkerung betraf, und

die im regionalen Bereich noch wenig untersucht wird. Nützlich ist die Aufspaltung des Widerstandsbegriffs in drei Bereiche: Alltagsdissens – weltanschaulicher Dissens – politischer Widerstand. Die Zweite Republik wird nur im „Ausblick“ abgehandelt, das ist beim Umfang des Buches durchaus verständlich.

Damit stellt sich für mich ein zentrales Problem der Historiografie. Unlängst fragte mich ein US-amerikanischer Historikerfreund: Warum schreiben die deutschsprachigen Fachleute so dicke Bücher, während die angelsächsische Historiografie mit weitaus schmäleren Bänden auskommt? Die Antwort müsste die unterschiedlichen Wissenschaftskulturen ansprechen. Dahinter steht jedoch eine Hauptfrage: Ist alles, was wir wissen können, auch wissenswert?

Ernst Hanisch

Bemerkung der Redaktion / der Herausgeber

Da die nachstehende Rezension gravierende sachliche Inkorrektheiten beinhaltet, sehen sich Redaktion und Herausgeber der Zeitschrift veranlasst, den Text gemeinsam mit einer (von der Redaktion und den Herausgebern geteilten) Stellungnahme des Autors zu publizieren.

Christian H. Stifter, Zwischen geistiger Erneuerung und Restauration. US-amerikanische Planungen zur Entnazifizierung und demokratischen Neuorientierung österreichischer Wissenschaft 1941–1955, Wien 2014, 755 Seiten
Open Access: http://www.boehrlau-verlag.com/download/163232/978-3-205-79500-1_OpenAccess.pdf
https://e-book.fwf.ac.at/detail_object/o:465?SID=&actPage=&type=listview

Abgesehen von einem deutschen Philosophen und einigen seiner Adoranten ist den meisten Wissenschaftlern das „Nichts“ ein wenig attraktiver Seinszustand. Selbst in jenen Wissenschafts-

disziplinen, deren Methodenlehren sein In-die-Welt-treten als „Bestätigung der Nullhypothese“ ausdrücklich vorsehen, verwehrt man ihm normalerweise den Auftritt. Um wieviel schlimmer muss es jemandem ergehen, dessen disziplinäre Methodologie die Idee der Nullhypothese nicht kennt? Soweit ich es als Nichthistoriker überblicken kann, kennt die geschichtswissenschaftliche Methodenlehre keine Vorkehrungen dafür, wie ein Bericht darüber, dass nichts los war, gestaltet werden soll.

Der Verfasser des hier zu besprechenden Buches, der mit einer solchen Situation konfrontiert war, machte dieses Problem allerdings nicht explizit zum Thema, was schon

beim Inhaltsverzeichnis klar wird. Das, wonach Christian H. Stifter suchte, gab es weitestgehend nicht: Die US-amerikanische Besatzungsmacht in Österreich verfolgte keine einigermaßen kohärente Entnazifizierung der Universitäten und zeigte wenig Ambition zur re-education der österreichischen akademischen Welt.

Das vorliegende Buch ist die überarbeitete Dissertation des Autors. Daher wunderte sich der Rezensent nicht darüber, ein dickes, ein sehr dickes Buch zugesandt erhalten zu haben. Doch wie schafft man es, über ein Nichts ein so dickes Buch zu schreiben?

Mangels Material zum Gegenstand der Untersuchung wendet sich der Verfasser anderen Themen zu: Kapitel 1 schildert das Amerikabild im Wandel (einschließlich der NS-Zeit); Kapitel 2 breitet die US-amerikanischen Diskussionen und Planungen über Nachkriegseuropa aus, schildert extensiv die pädagogischen Debatten über re-education, streift ein wenig die Kontroversen des österreichischen Exils in den USA und endet mit der im engeren Sinn militärischen Detailplanung für Österreich (von den mehr als 160 Seiten dieses Kapitels behandelt weniger als ein Zehntel Fragen der „österreichischen Wissenschaft“). Erst im Kapitel 3 findet der Autor zum Thema seiner Arbeit, schildert er dort doch die *Education Division* der US-amerikanischen Besatzungsbehörde, verliert sich dann aber in Nebensächlichkeiten, wie der Pflichtschule und der Erwachsenenbildung, statt diese Organisation genauer zu analysieren, Kapitel 4 behandelt auf 240 Seiten die Jahre 1945–47 und auch hier treten die US-Amerikaner ziemlich häufig sehr in den Hintergrund, stattdessen werden aus der Literatur bekannte Episoden nochmals breit ausgebreitet. Kapitel 5 beschäftigt sich auf 80 Seiten mit den Jahren 1947–50, wobei hier breit auf Deutschland Bezug genommen wird, ohne dem Leser vermitteln zu können, worin die Unterschiede zwischen den beiden Nachfolgestaaten lagen. Im abschließenden Kapitel 6 werden dann die verbleibenden fünf

Besatzungsjahre auf 60 Seiten abgehandelt und es bleibt ein wenig unklar, ob dem Forscher der Atem ausging oder sich die US-Besatzungsmacht im österreichischen Wissenschaftslabyrinth verloren hat.

Stifter liebt Abschweifungen und berichtet gern, was er am Wegrand so fand. Der Phrase „interessant ist (auch) ...“ begegnet man gleich 762 Mal, also im Schnitt ein Mal pro Seite. Eine kleine Zahl dieser Zufallsfunde ist unterhaltsam oder war mir nicht bekannt, doch die überwiegende Mehrheit wollte ich nicht lesen (müssen), jedenfalls nicht in einem Buch, das sich der Geschichte der „Neuorientierung österreichischer Wissenschaft 1941–1955“ widmen wollte. Warum erzählt Stifter beispielsweise die Geschichte der NSDAP-Mitgliedschaft der ersten beiden oberösterreichischen Landeshauptleute? Nicht, weil diese beiden Verwaltungsjuristen irgendetwas mit der Welt der Universitäten jenseits ihres eigenen Studienabschlusses zu tun gehabt hätten, sondern weil man das erzählen kann, ohne den antifaschistischen Common Sense österreichischer Historiker herauszufordern. Es noch einmal, nun unter Nennung aller Klarnamen zu erzählen, tut niemanden mehr weh, führt aber auch nicht dazu, irgendetwas neu Entdecktes mitzuteilen. Dass (auch) die US-amerikanische Besatzungsmacht bereit war, bei der Wiedererrichtung Österreichs auf die Dienste von Alt- und Ex-Nazis zurückzugreifen, muss nicht noch einmal erzählt werden. Um einem breit erforschten Thema noch etwas Neues abzugewinnen, ist es nötig, neue Fragestellungen zu erproben. Über die drei Nachfolgestaaten des Dritten Reiches liegt mittlerweile genug Wissen vor, um beispielsweise aus einem systematischen Vergleich neue Einsichten zu gewinnen. Man könnte aber auch die Erfahrungen mit anderen Transformationsprozessen heranziehen, um zu neuen Einsichten zu gelangen: Wohin beispielsweise ein kompletter Austausch der (militärischen) Funktionseliten führt, sahen wir im Irak nach dem Sturz Saddams. Die Uni-

versitätswelten Spaniens, Polens, Russlands u. v. a. Transformationsstaaten liefern mehr als genug Anschauungsmaterial für vergleichende Analysen der Wissenschaftssysteme wie das beispielsweise John Connelly in seiner Studie *Captive University. The Sovietization of East German, Czech, and Polish Higher Education, 1945–1956* (Chapel Hill, NC: University of North Carolina Press 2000) vorgeführt hat. Stifter ergreift diese Chance leider nicht.

Die Frage, ob die Entstehung Österreichs in seiner heutigen institutionellen Form nicht auch das Ergebnis eines „historischen Kompromisses“ mit den Parteigängern der NSDAP war – und nicht bloß das Resultat des mythischen Geistes der Lagerstraße – diese Frage hätte man etwa durchaus am Beispiel des Hochschulsystems diskutieren können. Dabei spricht vieles dafür, dass der Defätismus, der sich in Österreichs Universitäten in den Monaten und Jahren nach der Befreiung breit machte, vom Konsum der Vertreibungs-Dividende begleitet war, die jenen zugutekam, die Stellen nach 1938 erobert hatten und/oder ab 1945 erobern konnten. Beides war die Folge des Umstands, dass kein frischer Wind in die Universitäten geblasen wurde und sich in diesem Mief die Parteigänger der beiden so unterschiedlichen Diktaturen der davorliegenden Dekade gegenseitig nicht zur Rede stellen wollten. Dass die US-Besatzungsmacht darauf verzichtete, das ihr vorliegende Angebot der „Austrian University League of America“ aufzugreifen, Rückkehrwillige den Universitäten aufzuoktroieren, habe ich schon 1987 festgehalten; ein Vierteljahrhundert später kann man bei Stifter leider darüber nicht mehr lesen.

Obwohl der Verfasser in den *National Archives* eine Menge Akten durchgeackert hat, erzählt er zu wenig und analysiert zu unsystematisch. Die US-Amerikaner, die mit Fragen der österreichischen Universitäten befasst waren, scheinen es sich in Wien vor

allem gemütlich gemacht zu haben: Geleitet wurde die *Education Division* zuerst von zwei (karenzierten?) Professoren der Lehrerausbildung (Featherstone von 1945–46 und Benner von 1946–48), denen ein Zoologe, Forschungsreisender und veränderter Zoodirektor (Williams 1947–50) im Amt nachfolgte, das er auch dafür nutzte, 1949 ein Buch über Voodoo in Westindien im Verlag Jugend & Volk erscheinen zu lassen, über das der Online Katalog der ÖNB Folgendes zu berichten weiß: „Wurde zur ausschließl. Verwendung durch den Autor hergestellt. Nicht im Buchhandel“. Alle drei Leiter der *Education Division* (was mit dieser Abteilung nach 1950 geschah, wird von Stifter nicht geschildert) zeichnen sich dadurch aus, dass sie dies- und jenseits des Atlantik wenig Spuren hinterlassen haben. Obwohl Universitätsprofessoren findet man von ihnen kaum Publikationen; ihr Wirken in Österreich verdeutlicht das Foto am Buchumschlag hingegen bilderbuchartig: dem Ehrendoktor der Universität Wien Williams überreichen im August 1952 die ersten beiden Unterrichtsminister der Zweiten Republik, Felix Hurdes und Ernst Kolb, ein stattliches Kruzifix.

Die Drucklegung des Buches und das Open Access wurden durch den Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung (FWF) ermöglicht. Der Rezensent wundert sich, dass eine Institution, die sich die Exzellenzförderung auf ihre Fahnen geschrieben hat, eine Dissertation ohne erkennbare Überarbeitungen und dringend nötige Straffung passieren ließ: Die 2011 eingereichte Dissertation hat laut Hochschulschriftenserver der Universitätsbibliothek Wien 843 Seiten (mit 2614 Fußnoten) und die von Böhlau gedruckte Version bringt es auf 755 Seiten mit 2740 Fußnoten. Alle am Peer Review Beteiligten nahmen ihre Verantwortung in diesem Fall leider nicht wahr.

Christian Fleck

Stellungnahme des Autors

Obwohl eine inhaltliche Auseinandersetzung mit einer polemisch formulierten und oben-drein wenig sachlichen Besprechung kaum möglich ist, soll nachfolgend wenigstens auf einige der größten Ungereimtheiten kurz Bezug genommen werden.

1. Der vom Rezensenten eingangs verwendete Begriff der „Nullhypothese“ ist in dieser Form inkorrekt. Eine „Nullhypothese“ ist eine Annahme über einen Zusammenhang, der dann mit statistischen Methoden (auf Basis empirischer Daten) geprüft wird. Das numerische Ergebnis „null“ bedeutet, dass bspw. kein Effekt vorliegt. Dass dieser Wert mit „Nichts“ im inhaltlichen Sinne rein gar nichts zu tun hat, ist unter Sozialwissenschaftlern bekannt. Im vorliegenden Buch gibt es demgemäß keine „Nullhypothese“, sondern zwei ineinandergreifende Arbeitshypothesen.
 2. Auch wenn die Umsetzung der US-amerikanischen Demokratisierungskonzepte in der ersten Nachkriegsdekade schließlich anders als geplant ausfiel, waren die damit verknüpften Effekte keinesfalls gering. Dass die US-amerikanische Intention einer profunden geistigen Neuorientierung auf vielfältige Hindernisse stieß und in ihrem Kernbereich (Entnazifizierung) weitgehend scheiterte, bedeutet aus historiographischer Sicht nicht, dass der Versuch einer Erklärung, warum dies so war, keinen Erkenntniswert hat. E contrario hätte sich ja demzufolge eine Vielzahl an AutorInnen (einschließlich des Rezensenten) ziemlich oft mit „Nichts“ beschäftigt bzw. eben damit, dass im Bereich der Entnazifizierung in den Worten des Rezensenten „nichts los“ war. Im Gegenteil: Noch bis heute sind manche Effekte
- der unzureichenden Entnazifizierung im Universitätsbereich festzustellen.
3. Anders als der Rezensent insinuiert, geht es in der vorliegenden Studie keinesfalls nur um die US-Besatzungsmacht in Österreich, sondern – wie auch im Untertitel des Buches ersichtlich – um die US-amerikanischen Planungen, und zwar auf unterschiedlichen zivilen und militärischen Ebenen in den USA und vor Ort. So verfolgte das U.S. State Department sowohl in den Kriegsjahren als auch danach grosso modo eine durchaus kohärente Reorientierungspolitik, die auch Fragen der Entnazifizierung miteinschloß.
 4. Die Überprüfung des Ad-hominem-Arguments („Stifter liebt Abschweifungen ...“) mit dem nachfolgenden Verweis auf die angebliche Häufigkeit der Formulierung „interessant ist (auch)“ ergibt, dass diese im gesamten Buch nicht öfter als 13 Mal vorkommt, und nicht, wie vom Rezensenten fälschlich behauptet, 762 Mal.
 5. Die Bemerkung, der Autor hätte u.a. auf Landeshauptmann Gleissner deshalb Bezug genommen, da man dies tun könne, „ohne den antifaschistischen Commonsense österreichischer Historiker herauszufordern“, ist schlicht falsch: Auf Heinrich Gleissner wird im konkreten Zusammenhang mit dessen geplanter Teilnahme an einem „US Exchange Program“ eingegangen. (S. 263–264 bzw. S. 623–624).
 6. Anders als vom Rezensenten behauptet, beschreibt der Verfasser das Ende der USFA Education Division im Jahr 1950 ebenso detailliert wie die Gründe, wieso es dazu kam. (S. 629 ff. bzw. 638 ff.).

7. Dass die Reviewer, wie der Rezensent unterstellt, allesamt versagt hätten, weil die Publikation nicht gekürzt wurde und die Druckfassung 126 Fußnoten mehr als die zugrundeliegende Dissertation umfasst, ist eine sachlich nicht nachvollziehbare Aussage und daher nicht weiter zu kommentieren.

Zuletzt sei mir noch eine kurze persönliche Anmerkung gestattet:

Angesichts der Fehlbehauptungen und der Tatsache, dass der Rezensent mit dem Zählen von Wörtern beschäftigt war, drängt sich die Frage auf, ob dieser das – zweifellos umfangreiche – Buch denn überhaupt gelesen hat.